

Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 231

Gleiwitz, Sonnabend, den 4. Oktober 1919.

92. Jahrgang.

Heiderose.

Original-Roman von Maria Harling.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit stolzer Ruhe begegnet sie den neidischen Blicken und den spitzen Bemerkungen ihrer Kolleginnen. Sie weiß ja, Neid und Mißgunst spricht aus ihnen und doch hätte sie ihnen allen so gerne die Gunst des Prinzen gegönnt. Ihr scheint dieselbe eher eine Erniedrigung als eine Ehre zu sein.

Seit diesem Abend findet sich stets irgend eine Aufmerksamkeit des Prinzen in ihrer Wohnung ein.

Bald ist es ein schönes Büfett der außerlesenen Blüten, bald sind es seltene, kostbare Früchte und Trauben oder dergleichen, immer von ein paar herzlichen Feilen begleitet.

Rosemaries Unruhe wächst von Tag zu Tag. Was sollen all diese Sendungen? Bezieht der Prinz damit, sie für sich zu gewinnen, so täuscht er sich gründlich. Wie wird sie zu ihm in irgend welche Beziehungen treten. Eines Tages nach der Probe, als die Mitwirkenden noch ein wenig zusammen plaudern, bemerkt Lilly Huberti anscheinend in harmlosem Tone: „Man munkelt ja, daß der Betier des Herzogs, ein Graf von Brenken, in nächster Zeit zu Hofe geladen werden soll.“

„Was Sie nicht sagen?“ Hans von Schadow blickt unglaublich hinüber.

„Ach was,“ bemerkt ein junger Sänger, ein eifriger Verehrer der hübschen Lilly, „glauben Sie doch das Märchen nicht. Der Herzog hat gerade genug an seinem leichtsinnigen Bruder, der wird sich den gleichgearteten Betier nicht auch noch auf den Hals laden!“

„Gleichgeartet? Wieso?“ fragt Lilly mit gutgepietem Erstaunen. „Man sagt doch allgemein, der Graf sei ein Ehrenmann?“

„Ein Ehrenmann?“ bemerkt der frühere Sprecher wegwerfend.

„Na, von dessen Ehrenhaftigkeit wissen Verschiedene ein Liedchen zu singen. Er soll sich ja so eine Art Wirtschaftsmantel oder dergleichen aus irgend einer Heidebesenke aufgefeset und zu seinem Zeitvertreib bei sich behalten haben. Als er dann aus seinen Kreisen sich eine Gattin nahm, hat er das arme Kind einfach seinem Schicksal überlassen. Ein edler Mensch hat dann das Mädchen, das eine wunderbare Stimme besaß, für die Bühne ausbilden lassen.“

Schadow hat der Auseinandersetzung mit schadenfrohem Lächeln zugehört. Sein Blick streift Rosemarie, die, läch erbleicht, kaum noch sich aufrecht erhalten kann. An den häßlichen Blicken, die auf sie gerichtet sind, erkennt man, daß man über ihre Vergangenheit genau orientiert ist.

Ihren ersten Impulse folgend, will sie auffahren, will sie die Lügner zur Rede stellen; doch sie besinnt sich. Sie weiß ja nur zu gut, daß sie mit ihrer Verteidigung nicht durchdringen wird. Durch jedes Wort, das sie über die Angelegenheit verliert, wird ihre und Graf Brenkens Ehre noch mehr in den Staub gezogen. Schweigend nimmt sie Hut und Mantel, um sich zu entfernen. Da hört sie noch die Stimme Angelina Trivolis, ihrer gehässigsten Rivalin: „Nanu, du Dame mit dem Heiligenchein, sei nur nicht so erhaben über uns arme Standsgeborene. Erst die Geschichte mit dem Grafen, nun die mit dem Prinzen, ich meine, solcher Errungenschaften können selbst wir uns nicht einmal rühmen.“

Wie von Furien geheizt eilt Rosemarie nach Hause. Was soll sie tun, was beginnen? Sie schaudert davor zurück, wieder unter die schadenfrohe Gesellschaft zu treten. Ob es denn niemand gibt, der ihr helfen, niemand, dem sie vertrauen kann?

Und wieder wandern ihre Gedanken zu Schadow. Sie hat ihn in letzter Zeit außer bei den gemeinschaftlichen Aufführungen kaum gesprochen. Selt der Prinz sich um ihre Gunst bemüht, hatte er sich zurückgezogen. Warum wohl? So sehr sie auch ihre Gedanken anstrengt, sie kann es nicht erraten, sie ahnt ja nicht, daß sein ganzes Benehmen einer Kluge, wohlüberlegten Taktik entspringt. Sie soll allein sein; gänzlich isoliert von allen, soll sie empfinden, daß es unmöglich ist, auf ihre eigene Kraft zu vertrauen in diesen Kreisen. Sie soll sich nach ihm sehnen, soll aus eigenem Antrieb zu ihm kommen. Dann aber will er das Netz, das er so fein um sie gesponnen, zusammenziehen, mag das arme, gefangene Opfer auch an seinen Fesseln rütteln, sie geben es nicht mehr frei.

Rosemarie aber ahnt nichts von all den Intriguen; sie ahnt nicht, daß Hans von Schadow zur selben Stunde, da sie der Verzeihung zu verfallen droht, mit Lilly Huberti vergnügt bei Wirsinger sitzt. Er muß Lilly doch zum Lohn für ihre guten Dienste, die sie ihm geleistet, ein Mittagessen mit obligatem Sekt spendieren.

„Das Maß ist bald voll!“ bemerkt er, eben ein Glas des herrlichen, dunkelgoldenen Nebensaftes hinabgleitend. „Passen Sie auf, Lillychen, ein paar Tage noch, dann kann ich Ihnen unsere Gletscherjungfrau als meine Braut vorstellen. Dann können Sie sich irgend etwas wünschen, ich werde es Ihnen anstandslos bewilligen.“

„Na, dann gut Glück zu Ihrer Brautwerbung, wenn ich auch nicht

Gedankensplitter.

Ein heit'rer Geist, ein froher Sinn,
Sie sind der Menschheit beste Gabe,
Und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin,
So reicht der Vorrat bis zum Grabe. Pfeffel.

einsehe, wie so Ihnen aus dieser Verbindung Glück erwachsen kann. Eine so stolze, unnahbare Braut!“

„Gerade darum, mein Schätzchen, das verstehen Sie nicht. Gerade diese Unnahbarkeit reizt mich. Ein leicht errungener Sieg hat für mich wenig Wert. Wenn ich sie erst in meinen Armen hatte, werde ich ihre Kälte schon austreiben.“

Lilly lacht. „Ja, dann gnade Gott der armen Rosemarie! Doch wir müssen aufbrechen, der Abend muß uns frisch sehen!“

Am Abend geht wieder einmal „Der Freischütz“ in Szene.

Rosemarie ist eine liebliche Agathe; als sie, vom Mondlicht umflossen, das herrliche Gebet singt, wird manches Auge feucht.

Sie selbst vergift in Ausübung der geliebten Kunst all ihr Leid, ihre Seele scheint dem täglichen Leben vollständig entrückt.

Wie groß ist darum ihr Erschrecken, als nach Schluß des zweiten Aktes wiederum Prinz Max bei ihr erscheint. Wieder ist sie wie auf Verabredung allein im Ausleideraum. Kein Ton, kein Laut ist zu hören.

„Rosemarie, herrliche Rosemarie! Darf ich noch nicht hoffen, Ihre Gunst erworben zu haben?“

Er tritt ganz nahe vor sie hin, sein Atem streift ihr erbleichtes Gesicht.

„Hohet, was soll das? Was wünschen Sie von mir?“

„Und das erraten Sie nicht, schönes Kind? Vielleicht spricht dieses hier für mich?“

Er zieht aus der Brusttasche ein Etui von rotem Cassianleder hervor. Ein Druck auf die Feder und vor Rosemaries Augen gleißt und sprüht es in tausend Farben. Juwelen von hohem Wert liegen auf purpurnem Samt.

„Mein Angebinde, Rosemarie, Liebling meines Herzens!“

„Hohet!“ Rosemarie schmeißt empor, in königlicher Reinheit steht sie vor ihm. „Bitte, entfernen Sie sich sofort. Sie haben sich verrechnet. Diejenige, die Sie in mir suchen, bin ich nicht. Noch einmal ersuche ich Sie, entfernen Sie sich!“

Setzt ist auch der Prinz erbleicht; ein böser Blick trifft Rosemarie.

„So ziehen Sie also meine Feindschaft meiner Freundschaft vor?“

Ruhig und fest blickt Rosemarie ihn an.

„Warum Feindschaft Hohet? Sollten Sie wirklich eine Frau, die

ihre Ehre hoch hält, hassen können?“

Wie sie so vor ihm steht, jeder Zoll die feingebildete, ehrenfeste Frau, gewinnt sie unwillkürlich in des Prinzen Augen. Dies neigt er sich vor ihr, dann spricht er im Tone der Hochachtung:

„Sie haben recht, Fräulein Polornil! Verzeihen Sie mir!“

Rosemarie reicht ihm die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen führt.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein Prinz. Ein Irrtum Ihrerseits war ja leider nur zu verzeihlich. Doch danke ich Ihnen, daß Sie meiner schonen.“

Mit ruhiger Sicherheit spielt sie auf der Bühne ihre Rolle zu Ende. Die anzüglichen Blicke und Reden ihrer Kolleginnen scheint sie nicht zu hören. Doch als sie nachher allein in ihrem Zimmer sitzt, als die Vorurteile und Feindseligkeiten ihrer lieben Mitschwester ihr so recht zum Bewußtsein kommen, da weinte sie bittere Tränen.

Und wieder wandern ihre Gedanken zu Schadow. Sie weiß ja, daß sie von ihm geliebt wird, aber gerade seine Liebe ist es, die sie von ihm zurückhält. Wäre er nur ihr Freund, so könnte sie zu ihm gehen, könnte ihm ihre Not klagen, so aber ist auch dieser Weg ihr abgeschnitten.

Schadow ist eine Herrernatur. „Alles oder nichts!“ ist seine Losung. Entweder sie ergibt sich ihm auf Gnade oder Ungnade, oder aber sie existiert für ihn nicht. Auf dem Gebiete der Kunst bleibt er sich immer gleich, seine sichere und vornehme Art zu spielen läßt auf sie stets den besten Einfluß aus, er inspiriert sie sozusagen. Sie kann sich keinen angenehmeren Partner denken als ihn. Warum nur muß der Mensch in ihm von dem Künstler so verschieden sein?

Seine Leidenschaftlichkeit, seine oft an Brutalität grenzende Gefügigkeit würgt sie ab und erschreckt sie.

Und doch, sollte es nicht möglich sein, daß ein liebendes Frauen-

gemüt auch in dieser Weise auf ihn besänftigend einwirken könnte?

Aber kann sie Schadow lieben? Kann sie wenigstens mit ruhigem Herzen vor ihn hinstreten?

Wie schon so oft, so nielt sie auch an diesem Abend zu inbrünstigem Gebete nieder. Ihrem Gott vertraut sie ihr Leid und ihre Not, und beruhigt sucht sie ihr Lager auf. — — —

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Welch eine Weihnachten im Vergleich zum vorigen Jahre!

Sie hat es abgelehnt, an der allgemeinen Christbaumfeier am heiligen Abend teilzunehmen. Frau Brand hat ein kleines Bäumchen hübsch gepuzt, mit ihr will Rosemarie den Weihnachtsabend verbringen.

Schadow hat nur mit einem Kühlen: „Wie Sie wollen!“ die Schultern gezuckt, als er ihre ablehnende Antwort vernommen. Er macht ihr keine Vorwürfe mehr, gibt ihr auch keinen guten Rat. Außerhalb der Bühne scheint sie für ihn völlig Luft zu sein.

Als Schadow an diesem Abend das hellerleuchtete Festlokal betritt, richten sich aller Augen fragend auf ihn.

Er zuckte nur mit vielsagender Gebärde die Schultern. Ein Murmeln des Unwillens geht durch die Gesellschaft.

„Solch eine Einbildung! Man müßte ihr den Hochmutsteufel austreiben! Natürlich mit Prinzen und Grafen zu verkehren, das lohnt sich besser, dabei fällt mehr ab!“ so schallt es in gehässigen Tönen durcheinander.

Schadow hat Bllh auf die Seite genommen.

„Wir müssen größeres Geschick auffahren, sie tapituliert noch nicht!“ bemerkt er verdrücklich. „Das Gerücht über den Grafen scheint sie nicht zu glauben.“

Bllh sinnt einen Augenblick nach, dann blizt es triumphierend in ihren Augen auf.

Sie raunt Schadow etwas ins Ohr.

„Unmöglich, Bllh! Wie sollte ich das arrangieren?“

„Ganz einfach, mein Lieber! Daß ihr Männer doch immer so schwerfällig seid in euren Begriffen!“

Und wieder beginnt sie mit schadenfrohem Gesichte zu flüstern.

Schadows Miene erhellt sich, seine Augen blitzen.

„Ihr Frauen seid die reinsten Diplomaten. Warum man euch wohl nicht in der Diplomatie beschäftigt?“

„Natürlich sind wir den Männern über, aber wir lassen's ihnen nicht merken. Schon dadurch beweisen wir eine gute Portion Schlaueheit. Die Männer meinen, sie lenken das Schicksal der Welt, wir lassen ihnen den Glauben, obwohl sie nur das Rad sind, das von unserm Willen getrieben wird. Aber so ist es. Die Männer wollen betrogen sein, und sie werden es auch.“

„Et der Tausend, Bllh, wo haben Sie denn all die Weisheit her? Hätte gar nicht gedacht, daß in Ihrem hübschen Köpfchen für derlei Sachen Platz wäre. Aber kommen Sie, auf Ihre lange Rede und Ihre gute Idee müssen wir einen guten Tropfen trinken.“

In den nächsten Tagen ist Schadow freundlicher zu Rosemarie, ja, ein oder das andere Mal bringt er ihr sogar ein paar Blumen mit, die er natürlich selbst will irgendwo geschenkt erhalten haben.

Rosemarie ist ihm dankbar für seine Freundlichkeit, sie hat seine zunehmende Kälte unangenehm empfunden. Sie hat allen Grund, ihm dankbar zu sein, daß er ihr den Weg zur Bühne so sorgfältig geebnet. Sie hat ihn ja auch nie beleidigen wollen, sie kann nicht dafür, daß sie seine Liebe nicht erwidert.

Am Silvesterabend erklärt Schadow, zu Hause bleiben zu wollen.

„Wir brauen uns eine kleine Bowle und plaudern gemütlich zusammen, wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Potorni. Frau Brand wird uns gern ein Ständchen Gesellschaft leisten.“

Der Abend verläuft ganz angenehm. Man musiziert und unterhält sich gemütlich. Als die Uhr zum zwölften Schläge ausholt, ergreift Schadow sein Glas.

„Denken Sie an die Silvesterfeier vor einem Jahre, Rosemarie? Wer hätte gedacht, daß unsere Wege sich so bald wieder kreuzen würden? Heute trinken wir auf gute Kameradschaft und auf viel Glück für die Zukunft.“

Hell klingen die Gläser zusammen, dann trennt man sich bald. Frau Brand sucht ihr Zimmer im Parterre auf, indes Schadow und Rosemarie zur ersten Etage hinaufsteigen. Galant öffnet Schadow die Tür zu Rosemaries Zimmer, dann bleibt er wie bewundernd einen Augenblick auf der Schwelle stehen.

„Welch hübsche Zimmer Sie haben, Rosemarie. Frau Brand hat wirklich bei dieser Einrichtung Geschmad bewiesen. Das Bild dort über Ihrem Schreibtisch stellt wohl Ihre Frau Mutter dar, wenigstens nach der Ähnlichkeit zu urteilen?“

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, ist Schadow ins Zimmer getreten, die ihr gedankenlos hinter sich schließend. Er geht auf Rosemaries Schreibtisch zu, über dem das Bild eines noch fast kindlichen Mädchens hängt. Schwarzes Lockenhaar flutet über Nacken und Schulter, ein paar blaßrote Rosen liegen wie hingeweht in den dunklen Locken. Ein weißes Spitzenkleid umschließt die schlanke Gestalt, auf dem süßen Gesichtchen liegt der ganze Zauber jungfräulicher Keinheit.

Rosemaries Blicke ruhen mit ängstlicher Spannung auf Schadow. Es berührt sie unangenehm, daß er mitten in der Nacht in ihre Zimmer eindringt. Doch zwingt sie die Höflichkeit, ihm zu antworten.

„Das Bild stellt allerdings, wie mir Onkel Gottfried, der Wirt im Heidekrug sagte, meine Mutter dar. Es befand sich in seinem Besitz, meine Mutter hatte es ihm in ihren Mädchenjahren aus Dankbarkeit für eine ihr erwiesene Gefälligkeit geschenkt.“

In diesem Augenblick wird unten ungekäm die Haustür aufgerissen, polternde Schritte kommen die Treppe herauf, ungekämtes Rufen und Lachen wird laut.

„Schadow, Sie Duckmäuser, wo stecken Sie denn? He, Schadow heraus, oder wir rennen Ihren Bau ein!“

Rosemarie ist tief erblißt, auch Schadow ist erschrocken. Mit einem Satz ist er an der Tür und dreht das Licht aus, dabei Rosemarie zuflüsternd, sie möge sich ganz still verhalten, damit man sie nicht höre.

Die Gesellschaft draußen scheint sich in der Zimmertür zu trennen, kräftige Häufte pochen vor Rosemaries Tür.

„He, Schadow heraus! Heraus! Er scheint nicht drinnen zu sein. Sehen wir weiter!“

(Fortsetzung folgt.)

Gelbstvertrauen.

Den Kopf empor! Das Herz gestählt!
Noch ist dein Leben nicht verfehlt.
Laß ab von schweren, bangen Träumen;
Laß hell und klar und kraftvoll schäumen,
Was scheu und trübe in dir war.

Die Seele rang, daß sie entsage;
Durch all' die stummen Leidensstage
Ging leise ja die Hoffnung mit.
Ob sie kämpfend weiter litt;
Allmählich ward die Seele klar.

Gemüthert, sah sie, was gewesen.
Drum Herz, sei froh, du wirst genesen! —
Ein neues Leben ist erstanden;
Befreie dich aus wirren Banden,
Sei ganz du selbst. Sei treu und wahr!

Ihr Reiseerlebnis.

Von Otto Promber.

(Nachdruck verboten.)

„So,“ meinte der junge Kaufmann Wendrich, indem er die Uhr wieder in die Westentasche schob, „nun nimm deine beiden Schachteln, dazu das Paletchen, und sieh, daß du fortkommst. Denn es ist schon 10 Uhr 5 und 10 Uhr 20 geht der Zug! Wäre nicht gerade Sonnabend, und stände der Laden nicht voll Leute, so würde ich dich zum Bahnhof begleiten. . . Grüz mir übrigens meine Mutter recht herzlich! Verleb' angenehme Reisetage, mein Schatz, und — gib acht auf Marianne.“

„Aber, Männe; das versteht sich doch von selbst.“

Das zwieinhalfjährige Töchterchen gab dem Vater die Hand und knitzte drollig. Er hob das Kind hoch empor und küßte es. Dann kreuzte sein Mund auch den seiner Gattin; noch ein Händedruck und nun ein letztes: „Auf Wiedersehen.“

Frau Wendrich hatte sich wirklich zu spüren, um den Zug nicht zu verpassen.

Als sie dann, krampfhaft die Fahrkarte in der Hand haltend, mit Marianne und der ihres Gepädes auf dem Bahnsteig erschien, waren die Fahrgäste schon sämtlich untergebracht und die Türen wurden bereits zugeworfen.

„Herr Schaffner, ist noch irgendwo Platz?“

„Kommen Sie,“ meinte der Mann freundlich, „im dritten Wagen ist noch 'ne Sitzgelegenheit.“

Raum war sie drinn, als auch schon die Tür zugeschlagen wurde und sich der Zug in Bewegung setzte. Arrr . . .

Frau Wendrich freute sich sehr, so gut untergebracht zu sein; sie brückte das Kind in eine Ecke der Bank und setzte sich an die andere Fensterseite, wo noch ein Platz für sie frei war. Lieb war es ihr, daß Marianne bald einschlief. Denn wenn Kinder schlafen, folgen sie am besten.

Die lebhafteste, heitere Unterhaltung im Eisenbahnwagen machte auch bald die junge Frau gesprächig. Wie nett doch die Leute waren, die ihr mithalfen, die großen Schachteln zu verstauen und die so viel Interesse dafür zeigten, woher sie kam und wohin sie reiste.

Dazu das herrliche Wetter! In reinkster, sonnenerfüllter Bläue spannte sich der Himmelsbogen über die Wiesenteppe, und über den wogenden Getreidefeldern wiegten sich die Lerchen. Frische Birken am Bahndamm sprangen vorüber wie lustige Kobolde; aus ihren Wipfeln rauschte es wüthig herein: Gott zum Gruß! Frohe Reise!

Ja, sie freute sich! Zwar wäre es lieber gewesen, wenn sie hätte die eigene Mutter besuchen können; gewiß war aber auch die Frau Schwiegermama ihrer Liebe wert.

Einem hinzugestiegenen Herrn schien die junge, schmucke Frau besonders zu gefallen. Wie nett der Fremde zu plaudern wußte! Sie sprachen über ihr Reiseziel und Reiseleiter, Bücher und Schokolade, Blutwurk, Nähmaschinen und Biegenmilch, und immer neue Bilder zogen in endloser Kette durch ihre Vorstellungswelt.

Da hieß es: „Grimmelsbausen!“

„So muß ich aussteigen“, meinte Frau Wendrich. „Würden Sie so liebenswürdig sein, mein Herr, und mir die großen Schachteln herausreichen?“

Wie ein lustiges Bäckfischchen sprang die junge Frau aus dem Wagen und ließ sich die Schachteln zulangen.

„Vielen Dank! Und gute Reise!“ rief sie ihm zu.

Er dankte liebenswürdig.

Die Wagentür flog zu, die Räder quitzelten, und der Zug rollte weiter.

Ein wirklich netter Herr, dachte sie, als der letzte Wagen des Zuges an ihr vorüberfuhr. Aber — um Himmelswillen —: wo ist denn Marianne? „Mein Kind!“ schrie Frau Wendrich verzweifelt und kniete vor Entsetzen fast zusammen.

„Was wollen Sie?“ hörte sie jetzt eine Männerstimme hinter sich. Sie wendete sich um und sah den Bahnhofsvorsteher.

„Ach, Herr, ich bitte — ich beschwöre Sie —: mein Kind!“

„Na, was ist denn mit Ihrem Kinde, liebe Frau?“

„Mein Kind habe ich herauszunehmen vergessen! Dabei wies sie auf den in weiter Ferne hinter grünen Bäumen verschwindenden Eisenbahnzug.“

„Wie? Ihr Kind haben Sie im Bahnwagen zurückgelassen?“ Er konnte ein trontisches Lächeln nicht unterdrücken und bemerkte: „Wohl haben die Leute oft Körbe und Koffer, Schachteln und Palette, Schirme und Stöcke, Handtäschchen und Geldtäschchen zurückgelassen,

aber daß man ein leibhaftiges Kind liegen läßt, ist mir in meiner siebenundzwanzigjährigen Beamtenlaufbahn noch nicht vorgekommen. Wie kann denn nur eine Mutter ihr — Kind vergessen!

„Ach, helfen Sie mir doch!“ kammerte sich die verzweifelte Mutter an den Vorsteher.

„Sehr gern,“ meinte dieser jetzt ernst. „Neben Sie sich nicht weiter auf, junge Frau. Mit dem Zwölfuhrzuge fahren Sie zur nächsten Station und nehmen dort Ihr Kind in Empfang. Ich werde sofort das Nötige veranlassen. Folgen Sie mir bitte!“

Frau Wendrich, vor Schreck und Scham über die Versäumnis ihrer Mutterpflicht wie mit Blut übergossen, folgte dem Beamten und stand gleich darauf im Bahnhofstelegraphenamt.

„Zeigen Sie Ihre Fahrkarte.“

„Bitte.“

„Wie heißt Ihr Kind?“

„Marianne Wendrich.“

„Alter?“

„Zweieinhalb Jahr.“

„Welche Nummer trug der Wagen, in den Sie einstiegen?“

„Ja, das weiß ich leider nicht. Aber — ich entsinne mich — es war der dritte Wagen. Ich hatte mein Kind in die Ecke der Wand gesetzt, wo es eingeschlafen ist.“

„Schon gut.“

Frau Wendrich löste sich eine Karte für die Weiterfahrt zur nächsten Station. Sie konnte den Zwölfuhrzug kaum erwarten. Allerhand Gedanken und Bilder zogen ihr blüppertig durch den Kopf. Was mußte die kleine Marianne für Augen machen, wenn sie beim Erwachen die Mutter nicht mehr vorfand! Frau Wendrich hörte sie schon im Geiste rufen und weinen.

Daß sie aber auch so vergeßlich sein konnte! Ihr Klangen noch des Gatten Worte in den Ohren: „Gib acht auf Marianne“, worauf sie erwidert hatte: „Aber Männchen, das versteht sich doch von selbst!“ Sie wurde noch röter vor Scham, als sie ohnedies schon war und hätte sich jüchtigen mögen.

Ungebuldig trippelte sie auf dem Bahnsteig hin und her und spähte nervös nach der Richtung, von der Zug kommen mußte.

Endlich tauchte ein weißes Dampfchwölchen auf, und die Schienen fingen an zu summen. Noch nie in ihrem Leben hatte die junge Frau einen Bahnzug sehnsüchtiger begrüßt!

Der Zug hielt. Die Türen wurden aufgerissen.

Obwohl der Wagen, in den sie sich zwängte, mit Menschen überfüllt war, war Frau Wendrich doch froh, daß sie nun Gelegenheit hatte, ihrem Kinde zuzueilen. Sie bugsierte ihre Schachteln in die Pakeinze und trocknete sich die Stirn.

Am liebsten hätte sie die Stöße des Wagens zählen mögen, um festzustellen, wie viel Raddrehungen sie schon hinter sich habe.

Eine viertel Stunde später erscholl ein langer Pfiff; der Zug ging langsamer.

Ein Ruck, und die nächste Station war erreicht.

Ganz von dem einen großen Wunsche beherrscht, ihr Kind wiederzusehen und in die Arme zu drücken, riß die junge Mutter als erste die Wagentür auf und begab sich mit eiligen Schritten in das Bahnhofsgelände, wo sie glückselig ihr weinendes Töchterchen in die Arme schloß und mit stürmischen Küßen überschüttete.

Doch plötzlich hielt sie in ihren Lieblosungen inne und ließ hastig zur Tür.

„Ja — um des Himmels Willen — meine Schachteln! Meine Schachteln! Meine Schachteln!“

Doch der Zug war bereits auf freier Fahrt.

O, wie schade um die Hauskleider, die sich darin befanden!

Gewiß tausendmal schade! Aber — laß fahren hin! Daß sie ihr einzig geliebtes Mariannchen wieder hatte, ließ ihr alle anderen Einbußen gering erscheinen.

Immerhin fuhr die zerstreute junge Frau ziemlich nachdenklich nach Grimmeshausen zurück. Und es waren nicht ganz aufrichtige Worte, als sie auf die Frage der Schwiegermutter: „Nun, wie war die Reise?“ entgegnete: „Gut soweit... nur ist das Reisen am Sonnenabend nicht gerade ein Hochgenuß!“

Weltweisheit.

Ein geschickter, mit der Hand arbeitender Arbeiter kann jährlich anderthalb Millionen Rorke liefern.

Fadelsbüßeln von 10 bis 15 Meter Höhe sind in Pernambuco keine Seltenheit.

Gleichnamige Personen nehmen in Venezuela zur Unterscheidung den Namen der Mutter hinzu.

Im Saterlande (Oldenburg) gab es früher nur drei Familiennamen: Awtel, Bloch, Kirchhoff.

Die Schneegrenze soll in den Polibischen Anden erst über 5600 Meter beginnen. (Reisel.)

Die Bahn von Kobe nach Osaka (27 Kilometer) geht dreimal unter Flußbetten hinweg.

Einbus benutzen keine Seife, weil Hindertalg darin ist.

Ein Subjenter Bauernsohn oder Großknecht ist so geschickt im Pflügen, daß er mit sechs Pferden eine halbe Stunde weit schnurgerade Furchen zieht.

Der Ausbruch „Fritter“ (in der Funkenentelegraphie) ist von Geh. Rat Reuleux gebildet worden.

Während des Baues von Wilhelmshaven lagen oft 20 Prozent der Arbeiter am Sumpffieber krank.

Von dem feinen Levante-Schwamm wird das Kilo im Export mit 125 Mark bezahlt.

Bei den Indianern Neu-Granadas gilt die Heirat zunächst auf 1 Jahr, doch hat nur der Mann Kündigungsrecht.

Zeittafel.

Der Wolf und das Lamm.

Der böse Wolf kam an den Bach, um seinen Durst zu löschen. Da sah er weiter unterhalb ein Lamm ebenfalls aus dem Bache trinken. „Ach, drum schmeckt das Wasser heut so sad,“ brummte er und schrie dem Lamm zu: „Willst du wohl gleich aufhören, mir das Wasser zu trüben?“

„Aber bitte, Herr Wolf, wie könnte ich das?“ entgegnete sanft das Lammlein. „Das Wasser fließt doch, nach dem Gesetz der schiefen Ebene, von Ihnen zu mir her.“

„Schweig, inferioses Geschöpf,“ herrschte Issegrimm es an. „Du hast dich als abhängiges Haustier zur Stillung deiner Bedürfnisse an den Menschen zu halten, verstanden!“

„Seien Sie doch nicht gleich so böse, Herr Wolf, wegen eines Schluckes Wasser. Und übrigens, wo steht so alles sozialisiert wird —“

„Da hast du recht,“ lachte der Wolf, „bald hätte ich auf das Sozialisieren vergessen. Erlaube, daß ich mit dir anjange, du dämliches Wollvieh!“

Sprach und zerriß das Lamm. (Aus dem „Phosphor“.)

Vermischtes.

** Aufdeckung eines Riesenbiefstahls. Die russische Gräfin Marie von Witte stellte bei Kriegsausbruch mit Italien ihre Villa in See-Isel bei Innsbruck dem Roten Kreuz zur Verfügung. Eine große Anzahl wertvoller Gegenstände verwahrte sie in abgesperrten Räumen, welche vom Spitalleiter Oberstabsarzt Dr. Franz Gehmacher bewohnt waren. Während des Krieges wurden die Räume erbrochen und viele Wertgegenstände, insbesondere Silber- und Kupfergegenstände, Teppiche usw. in Kisten verpackt und fortgeschickt. Dr. Gehmacher erstattete damals die Anzeige. Nunmehr wurden in der Wohnung des Arztes eine Anzahl der gestohlenen Gegenstände, die allein einen Wert von mehr als 100 000 Kronen ausmachten, gefunden. Außerdem wurden überaus wertvolle goldgestickte Messkleider vorgefunden, die in einer russischen Kirche gestohlen worden waren. Dr. Gehmacher verantwortete sich dahin, daß er die Wertgegenstände vor Verschleppung bewahren wollte. Seine Frau wurde in Haft genommen. Dr. Gehmacher unterzog sich vor kurzem einer Operation, so daß er derzeit nicht vernehmungsfähig ist. Er wird aufs strengste bewacht.

** Einem groß angelegten Schmuggel ist man in dem oldenburgischen Hafenort Nordenham an der Wejermündung auf die Spur gekommen. Die Zollbehörden entdeckten nämlich, daß mit einem Motorboot schon seit längerer Zeit Tabak und Zigarren von Holland eingeschmuggelt worden sind, und zwar handelt es sich um Millionenwerte. Allein der hinterzogene Zoll beträgt dem Vernehmen nach über 250 000 Mark.

** Gattenliebe, die zwei Millionen wert ist. Eine Dame der New-Yorker Gesellschaft, Mrs. London Wallid, hat eine andere Dame derselben Kreise, Mrs. Mac Hirsch, verklagt, weil sie ihr absichtlich das Herz ihres Gatten entfremdet habe. Sie fordert für diesen Eingriff in ihr Eigentum 100 000 Pfund Sterling. Mrs. Mac Hirsch würde damit gerade die Hälfte ihres Vermögens verlieren, das auf 200 000 Pfund Sterling geschätzt wird und — sie ist Witwe — von ihrem verstorbenen Gatten im Kleiderhandel erworben wurde.

** Die Versorgung der englischen Kriegswitwen. Mit Eifer und System bemüht England sich, die Wunden des Krieges zu heilen. So hat das englische Arbeitsministerium jetzt Kurse eingerichtet, in denen Kriegswitwen, besonders Witwen von Offizieren, in den verschiedensten Berufstätigkeiten ausgebildet werden, — in der Krankenpflege, Massage, der Küche, der Schneiderei usw. — Und bei uns??...

** Der blamierte Nikita. Beim Aufräumen der Dokumente der Wiener Regierung scheint man, wie aus London gemeldet wird, auch Papiere gefunden zu haben, die für König Nikita von Montenegro äußerst belastend sind. Jedenfalls lassen, wie der Londoner Korrespondent der „Vergingste Tidende“ erklärt, die Enthüllungen den Herrn der schwarzen Berge in einem mehr als eigenartigen Licht erscheinen. Demnach bekam Nikita, nachdem Österreich an Serbien bereits den Krieg erklärt hatte, 5 Millionen Kronen ausbezahlt. Ueberhaupt bezog er dauernd Geldmittel aus Wien, um als Gegenleistung den großserbischen Plänen immer neue Hindernisse in den Weg zu legen. Man wird sich erinnern, daß Nikita beim Ausbruch des ersten Balkankrieges wohlgezielte Spekulationen an der Londoner Börse ausführte und die Böller der Entente, die den ruhmreichen, gekrönten Spekulant nach dem Verlust seines Königreiches mit offenen Armen aufnahmen, werden stolz sein, zu erfahren, daß diese Regierungen dem schlaunen Herrn offenbar größere Bestechungsgelder gezahlt haben als Österreich, dem er trotz der 5 Millionen untrenn wurde.

** Ein praktisches Beispiel, in welcher Weise der Tiefstand der deutschen Valuta wirkt, liefert folgende Begebenheit. In einem Hotel in Kalbentirchen bestellten dieser Tage ein paar deutsche Geschäftsleute und ein Händler ein Mittagessen. Als es ausbezahlt ging, kostete das den Verhältnissen angemessene Essen für jeden der Deutschen 6 Mark. Der holländische Händler legte einen Gulden auf den Tisch des Hauses — zum Wechseln, denn er erhielt 4 Mark zurück!

** Ein schwerer Kampf mit einem Einbrecher ereignete sich in dem Dorfe Lürbe bei Harburg. Der Landwirt Bid, der in seinem Hause den Einbrecher überraschte, wurde von diesem mit einem Messer angegriffen. Beim Kampfe wurde B. durch Messerschnitte an Armen und Händen schwer verletzt und dann an eine Häckelmaschine gebunden. In diesem Augenblicke kamen Nachbarn hinzu. Der Einbrecher erhielt mit einer Heugabel einen derartigen Schlag über den Schädel,

daß er sofort tot hinfiel. Es handelt sich um den 19jährigen Arbeiter Sch. aus Lehe.

**** Ein Mittel gegen die Ratschsucht.** Wie die „Daily News“ berichten, hat der Herzog von Bedford auf seinen Grundstücken in Woburn Häuser ohne Haustür bauen lassen, um den Besuchern nicht Gelegenheit zu geben, vor der Haustür stehen zu bleiben und zu schwätzen. Diese Häuser sind nun das Ziel vieler Neugieriger, die nach Woburn wandern, um sich diese Ratschbasen selbst in die Häuser anzusehen. Tatsächlich jagte die Bewohnerin eines solchen Hauses zu einem Besucher: „An der Haustür verlieren die Frauen jedes Gefühl für den Zeitverlust, den sie durch unnützes Geschwätz verursachen. An der rückwärtigen Tür sehen sie stets ihr unvollkommen bestelltes Haus und werden sich daher nicht dem Trafsche hingeben.“

**** 6½ Milliarden Zeppeleinischaden!** „Petit Parisien“ meldet, daß die Stadt Paris ihre Schadenersatzansprüche für Zeppeleinangriffe auf 6½ Milliarden Franken festgesetzt habe. (Paris scheint „unbezahlbare“ zu sein. Die Red.)

**** Das einsame Mädchen und der schüchterne Mann.** Ein harmloser Neuseeländer hat durch seine Schüchternheit in zahlreichen englischen Mädchenherzen einen Sturm gefährlicher Gedanken heraufbeschworen. Dieser Mann aus dem fernen Australien erzählte in der Daily Mail unter der Spitzmarke „Wie kann ich heiraten?“, daß er brennend gern ein englisches Mädchen als seine Frau nach seiner Heimat mitgenommen hätte, daß es ihm aber leider nicht möglich gewesen sei, die Bekanntschaft einer solchen jungen Dame zu machen. Die Folge dieses Bekenntnisses war eine Flut von Briefen aus allen Gegenden Englands, Schottlands und Wales, die in die Redaktion des Blattes strömte. „Einsame Mädchen“ jeden Alters, jedes Standes erklärten einmütig, daß „dem Manne geholfen werden könne“, und auch geschäftliche Unternehmen fehlten nicht, die dem ungeschickten Neuseeländer eine Auswahl von einem Duzend junger Damen zur Verfügung stellten, die alle gern als junge Frauen über das Weltmeer reisen möchten. Die Briefe enthielten manche Tragödie des Mädchenherzens und zeigten, daß es in England trotz aller Hilfsmittel der modernen Kultur der hohen Weiblichkeit noch immer nicht leicht wird, männliche Bekanntschaften zu machen. „Bei uns sind eine Menge Mädchen im Dorf“, lautete eine Zuschrift aus Cambridgeshire, „die nicht die geringste Aussicht haben zu heiraten. Die meisten unserer jungen Männer sind in den Krieg gezogen und nicht wiedergekommen. Was sollen wir Mädchen tun? Für ein Mädchen ist es ja überhaupt viel schwerer als für einen Mann, in die Ehe zu kommen, und zudem sehen wir überhaupt keinen annehmbaren Mann in unserm kleinen Ort. Warum kommt der Neuseeländer nicht her und sieht uns einmal an?“ Melancholisch lautet auch das Bekenntnis einer „sehr Einsamen“ aus Surrey: „Wir armen Mädchen sind Opfer der Konvention. Wir dürfen uns nicht selbst unsere Lebensgefährten suchen, sondern müssen abwarten, ob uns einer holt, und es ist ein furchtbarer Gedanke für uns, daß so mancher lebt, den wir glücklich machen könnten und der nichts von uns weiß.“ Selbst aus London ist eine große Zahl von Briefen solcher einsamer Mädchen gekommen. Aber alles war umsonst. Der Neuseeländer war in seiner tiefen Enttäuschung bereits abgereist, und auch die verlockendsten Vorschläge hat er nicht mehr zurück. Er war augenscheinlich zu schüchtern, weil er so schnell verworfen wurde. Und so wird aus der Tragödie des „einsamen Mädchens“ die Tragödie des „schüchternen Mannes“. Nun meldet sich die Herrenwelt in Zuschriften und gleicht aus dem traurigen Vorfalle den Schluß, daß die Frauen an dem ganzen Unglück schuld seien, denn sie machten den Männern den Heiratsantrag zu schwer. „Die Frauen wissen gar nicht, mit welchen Schwierigkeiten der Mann auf Freiheitsfährten zu kämpfen hat“, schreibt ein solcher „Schüchterner“.

Ein Mann, der wirklich liebt, ist alles andere eher als veredt. Er ist von dem Gefühl seiner Unwürdigkeit überwältigt. Es übersteigt sein Fassungsvermögen, daß Frauen überhaupt Männer — diese plumpen, häßlichen Wesen — lieben können. Deshalb ist er ungeschickt, schen, gebrückt. Der Mann ist sich all seiner Fehler nie so bewußt, als wenn er einen Heiratsantrag machen will. Irgendeine Besonderheit in der Form seiner Nase, die er früher nie beachtete, kann ihm dann furchtbare Qualen bereiten. Seine Nase steht ihm sozusagen überall im Wege und drängt sich wie ein unüberwindliches Hindernis zwischen ihm und sein Glück. Die Mädchen sollten gegen die Männer nicht zu kritisch sein; sie sollten ihnen die schwere Aufgabe des Antrages erleichtern, dann würde es viel weniger einsame Mädchen geben.“

**** Des Schuhputzers Klage.** Die Schuhputzer Londons sehnen sich die schöne Zeit des Krieges zurück, in der ihr Geschäft blühte, denn der Frieden hat schweres Unglück über sie gebracht, und mit sorgenvoller Miene sehen sie dem Winter entgegen. „So lange der Krieg dauerte, ging es uns gut“, klagt ein Schuhputzer in einem Londoner Blatt. „Da gab es noch Australier, Neuseeländer und Kanadier, die etwas auf spiegelblanken Schuhe hielten. In jeder Tages- und Nachtzeit kamen sie und verlangten unsere Dienste. Und dann waren da die Leute von der Front, die an saubere Kleidung gewöhnt waren und nicht das kleinste Fleckchen auf ihren Schuhen dulden dürften. Sie alle kamen, Offiziere und Gemeine. Nun sind sie alle verschwunden. Der Zivillist herrscht wieder, und der kümmert sich nicht viel um das schmutzige Aussehen seiner Füße, zumal in so schlechten Zeiten, wo alles so teuer ist und man sparen muß. Und das Putzen selbst macht keine Freude mehr. Früher, da war es Leder oder wenigstens gutes Stiefleder, und man setzte seine Ehre und seinen Stolz darin, die schwarze Fläche so blank zu putzen, daß man sich darin spiegeln konnte. Aber was man jetzt für Schuhe unter die Hände bekommt! Das Leder ist meist so schäbig, oder es ist so viel Stoff dabei, daß es sich garnicht lohnt, darauf die Mühe zu verwenden.“

**** Was in Frankreich am merkwürdigsten ist.** Eine amerikanische Zeitung hat unter den aus Frankreich zurückkehrenden amerikanischen Soldaten eine Umfrage veranstaltet: „Welches Ding ist Ihnen in Frankreich am merkwürdigsten erschienen?“ Eine große Anzahl von Antworten ging ein, in denen allerlei aufgezählt wurde, wie die Worte der französischen Damen für „Rouge“, der Mangel an „Komfort“ in den Wohnungen, wo es so wenig Gelegenheit zum Baden gibt, usw., usw. Am meistens häufigsten aber kehrt eine Beobachtung wieder, die die amerikanischen Soldaten zu ihrem allergrößten Erstaunen ge-

macht haben. Die Söhne aus dem Lande des Alkoholbotes, wo man sich stets am Sonntag nur einen guten Trunk „hinter rum“ verschaffen konnte, erklärten für das Merkwürdigste, daß man — bei den Apothekern und Droglsten nichts zu trinken bekommt.

**** Ihr großes Los.** Es ist gut, wenn man sich bei dem Kauf eines Hauses vorher überzeugt, was es dabei zu gewinnen gibt. Diese Vorsichtsmaßregel hätte eine junge Engländerin Dorothy Witham vor einer schweren Enttäuschung bewahren können, die sie nun ihren Schwestern zur heilsamen Lehre mitteilt. Sie nahm ein Los in einer Wohltätigkeitslotterie ihres Heimatortes Norwich, und andere taten das Gleiche, sodaß 285 000 Bilets für 400 000 Schilling verkauft wurden. Die ausschweifendsten Hoffnungen knüpfte Miß Dorothy an ihr Los, und wirklich kommt eines Tages die Freudenkunde, daß sie gewonnen hat. Sie konnte den Augenblick garnicht erwarten, wo sie ihren Gewinn erhielt, aber wer beschreibt ihre grenzenlose Enttäuschung, als es eine Abkommensliste war, die ihr die Berechtigung gewährte, sich ein Vierteljahr lang unentgeltlich die Haare schneiden und rasieren zu lassen.

**** Eine halbe Million für eine Kuh.** Ein Rekordpreis für eine Kuh wurde auf einer Versteigerung in dem englischen Ort Mylesbury bezahlt. Es handelt sich um eine eingeführte sechsjährige Kuh friesischer Abstammung, die den Namen Ruth Jantse führt; sie wurde für 5000 Guineen verkauft, was ungefähr einem gegenwärtigen deutschen Wert von 500 000 Mark entspricht. Der Wert eines von dieser Kuh geborenen Kalbes wird mit 2000 Guineen beziffert. Im Ganzen wurden 47 Stück Rindvieh friesischer Herkunft verkauft, die zusammen 25 420 Pfund brachten, also jedes Tier nach gegenwärtigem deutschen Wert im Durchschnitt etwa 50 000 Mark.

**** Der Streit ums Taschengeld.** Unter der englischen Schuljugend gährt es, und sie drohen mit einem Streik, falls ihre Forderungen von ihren Vätern, Pensionsvätern und Lehrern nicht bewilligt werden. Da nun einmal alle Geldbezüge erhöht werden und auch das Schulgeld bedeutend höher geworden ist, so verlangen sie, daß ihnen auch das Taschengeld um wenigstens 100 Mark gesteigert wird. Die Gründe, die sie anführen, sind so überzeugend, daß sie auch das verstockteste Elternemüt anerkennen muß. Ganz abgesehen von Schokolade, Bonbons und Kuchen, die im Preise weit über das Doppelte gestiegen sind, kosten Bälle und alle Utensilien für den Sport unendlich viel mehr. Der Briefmarken sammeln will, muß ganz anders tief in die Tasche greifen als früher, und so ist es mit all den Freuden des Kinderlebens, die auch bei einer Verdoppelung des Taschengeldes nicht mehr in der Weise befriedigt werden können wie in den Vorkriegstagen.

**** Corus Schinken.** Caruso ist von seinem Sommeraufenthalt in Italien überraschend schnell nach New York zurückgekehrt, und er hat auch sogleich erzählt, warum er die Heimat und seinen schönen Ferienort bei Florenz so plötzlich verlassen hat. Man hat ihm nämlich alle seine Vorräte ausgeplündert, und vor allem hat man ihm zwei prachtvolle virginische Schinken gestohlen, die er sich aus den Vereinigten Staaten mitgebracht und als besonderen Leckerbissen aufgespart hatte. „Diese Schinken waren wundervoll“, klagt der Nitter vom hohen C elegisch, „und nun sind sie weg auf Kimmerniedersehen“. Das kommt davon, wenn man gutmütig ist. Die hungrigen Bauern der Umgebung haben mich öfters ums Essen, und ich setzte ihnen so gute Dinge vor, daß meine Mahlzeiten weit und breit berühmt wurden. Nun aber bediente man sich, auch ohne mich zu fragen, und das ging so weit, daß meine Küche und Keller bald vollständig leer waren.“

**** „Cowboys in Tränen“,** das ist der Rekord der rednerischen Wirkungen, die Mr. Wilson auf seiner großen Agitationsreise zugunsten „seines“ Friedens im ganzen Lande erzielt hat. Die Tatsache ist den amerikanischen Blättern wichtig genug, daß sie überallhin telegraphiert wird, und die englischen Korrespondenten labeln sie ihren Blättern also: „Mr. Wilson sprach gestern Abend in Montana, und er rührte die Cowboys und ihre Frauen bis zu Tränen durch das Pathos seiner Schilderungen von dem, was der Krieg an Menschenopfern gekostet hat. Daran schloß er einen Aufruf an den Senat, mit seiner Debatte zu Ende zu kommen und die Hoffnung der Welt zu erfüllen.“

Rätsel-Ged.

Ergänzungsrätsel.

Beste feiern, Gläser A — — ,
Neben hatten, Bieder I — — ,
Spielen, Sorten und A — — — ,
Tanzen, flirten und A — — — ,
Ist mit solchen süßen, n — — — ,
Dingen unser Volk zu r — — — ?
Arbeit, Arbeit ohne A — — — !
Taschen auf und Häute zu — — !
Trotzig dem Gescheide A — — —
Oder efig zugrunde g — — — !

(Rofegger.)

Von diesem Spruch sind die Reime zu enden. Und zwar bedeutet jeder Gedankenstrich eine Silbe, die erste Silbe jedes Reimwortes ist durch Anfangsbuchstaben angedeutet.

Auflösung des Ergänzungsrätsels:

Die Reime des Spruches von Peter Rofegger lauten:

lingen — singen, flantieren — charrieren, netten — retten, Kuh! — zu, stehen — gehen.

Scherzfragen.

Wo wandern die pommerschen Gänse hin?
(usdogg wa us)

Welche Tiere haben den Nachen hinten?
(usdogg — z us)

In welches Horn hat noch keiner geblasen?
(Ins Mitterhorn.)